

Die Zeitungszeitung

Nr. 45

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

Der Bub.

Erzählung von Emil Ertl.

Un einem neblichten Novembertage fuhr ein mit Dünger schwer beladener Wagen die schnurgerade Reichsstraße entlang, die aus dem Herzen von Wien ins weite Marchfeld hinausleitet, wo zwischen den verstreuten, teils aus Bauernhäusern, teils aus Fabrikgebäuden bestehenden Ortschaften sich noch ansehnlich viel flaches Gemüse- und Kornland ausbreitet. Erst hatte das Fuhrwerk auf eiserner Gitterbrücke den regulierten Donauström überseht, dessen steingeböschte, wie mit dem Vinea gezogenen Ufer das ungeheure Häusermeer der Stadt gegen Nordosten begrenzen, dann rollte es langsam, während die Räder im leichtgefrorenen Straßenschotter knirschten und die schweren Pinzgauergäule Dampf Wolken aus den Rüstern stießen, auf dem hohen Damme weiter, der die Auen des Uberschwemmungsgebietes durchquert, und gelangte schließlich an das tiefe Altwasser der Donau, das, allem Zwang und aller Regel des gebändigten Stromes sich hartnäckig widersetzt, schwarz, träge und trotzig in dem früheren, vielfach gekrümmten Bette dahinfließt.

An der langen hölzernen Zochbrücke, die über diesen Wasserarm führt, waren Zimmerleute mit Ausbesserungsarbeiten beschäftigt, man hörte ihr Klopfen und Hämmern durch den Nebel und sah einen Berg von Balken und Brettern am Brückenkopf aufgeschichtet. Aber die Fahrbahn lag frei, und einen angestellten Wachtposten konnte der Fuhrmann nirgends erblicken. Darum ließ er nach kurzem Zögern die scharfe Peitschenschnur über die breite Kruppe seiner Tiere klatschen, machte: „Süh-öh!“ und lenkte das Gespann auf die Brücke, deren Gefüge unter dem Holpern der breiten eisernen Räder merklich zu beben und hin und her zu schwanken begann.

Der linksseitige Gehweg der Brücke war abgebrochen und die Fahrbahn eben breit genug, daß zwei in entgegengesetzter Richtung fahrende Wagen mit knapper Not aneinander vorbeikommen konnten. Ein dürftiges Notgeländer, beruhigender fürs Auge als von wirklichem Nutzen im Augenblicke ernstester Gefahr, begrenzte die abgebrochene Brückenhälfte gegen das dunkle Wasser, das, mit Treibeis bedeckt, unten vorüberzog und sich, eintönig rauschend, gegen die Brückenjoche häumte.

„In der Nacht möcht' ich da nicht fahren müssen,“ dachte der Fuhrknecht.

Das Geräusch des Hämmerns und der Hammerschläge, die gegen das Holz geführt wurden, kam näher heran. An Stricken und Bangerüsten über dem Wasser hängend, oder im Gespreiz der Fächer angesiedelt, klopfen die Zimmerleute so heftig von untenher gegen das kieferne Balkenwerk, daß die Gäule die Ohren spiketen und unruhig wurden. Der Fuhrknecht hielt sie streng im Zügel und ließ sie vorsichtig Fuß vor Fuß setzen. Die Räder rumpelten über den schon stark ausgefahrenen und schadhast gewordenen Bohlenbelag, und jedesmal, wenn eine Stelle kam, wo der Gebrauch, das Regenwasser, die

zelter Balken und gleich darauf ein ganzer Stoß von Bohlen und Brettern so weit in den Fahrweg hinein, daß der Wagen ausbiegen mußte, und während er schon fast knapp am Notgeländer hinfuhr, setzte plötzlich das Beben der Brücke irgendeinen Holzteil, welcher auf einem der aufgestapelten Haufen von Baumaterialien lag, unversehens in Bewegung, daß er herabglitt und den Rössen zwischen die Hufe ratterte. Weil der handige Gaul, der ohnedies von Natur schreckhaft war, darüber in Aufregung geriet, sich häumte und ausstieß, so hielt es der Knecht für ratsam, die Zügel anzuziehen und die Pferde verschnaufen zu lassen, damit sie wieder Zuversicht gewinnen sollten.

Noch immer sah er nichts als undurchdringlichen Nebel um sich und das dunkle Wasser unter sich, auf dem große Schollen schwammen. Aber auch die Schollen waren an den durchsichtigen Stellen fast schwarz, nur wo Reif sich niedergeschlagen hatte, konnte man unterscheiden, daß es Treibeis war, und manchmal hörte man sie auch mit dumpfem Krachen gegen die Brückenjoche stoßen.

Eben wollte der Fuhrknecht nach der Peitsche langen, um weiter zu fahren, als ein Geräusch an sein Ohr drang, das ihm Schrecken einflößte. Unentschlossen starrte und lauschte er in den Nebel hinaus. Klang das nicht wie das Rollen eines Wagens vom anderen Ufer her?

Dieses Geräusch der langsam über die Brücke rollenden Räder war unmöglich zu verkennen, und er unterschied deutlich, wie das unsichtbare Gefährt sich näherte. Da tauchte auch schon irgend etwas Unbestimmtes vor ihm auf, wurde ein Pferdekopf, dann ein ganzes Pferd, wurde ein Gespann, endlich ein Wagen, auf dem ein paar Menschen saßen.

Die beiden Fuhrwerke standen einander gegenüber.

Der drüben begann zu schimpfen und zu wettern; da fühlte der Knecht auf dem Düngewagen das Bedürfnis, das gleiche zu tun, und machte seinem Kerger und seiner Ratlosigkeit Luft, indem er ebenfalls zu schimpfen und zu wettern begann.

Das andere Gefährt war ein Milchwagen aus dem Marchfeld, der in die Stadt hinein wollte, und auf dem Boß saß ein jüngerer Mann und eine noch recht junge, frische Frauensperson. Zwischen sich aber hatten sie ein Kind von etwa drei oder vier Jahren, dem



Ludwig Uhland.

Hufstollen der Zugtiere Gruben in das morsche Holz gegraben hatten, schütterte die ganze Brücke unter der Schwere des hochauf mit festgebackenem Dünger beladenen Wagens, der — plumpsi mit voller Wucht in jede kleinste Einkerbung gleichwie über eine Stufe hinunterpolterte.

Das Fuhrwerk mochte etwa die Mitte des Flußbettes erreicht haben, der Lärm der Arbeit entfernte sich wieder, aber die Fahrbahn schien jetzt womöglich noch eingengter als vorher. Auf dem rechtsseitigen Gehweg lag das ganze Material aufgeschichtet, das man links abgebrochen hatte, und auch das neue, frische, noch nicht vom Winter angegraute, das in die Brücke verbaut werden sollte. Einmal stand ein ein-

eine schädliche Belästigung bis zu den Augenbrauen herunter und über die Ohren gezogen war.

Nachdem die beiden Kutscher genugsam aufeinander gestickt und sich gegenseitig Trottel, Mistviech und dummes Duder genannt hatten, kamen sie überein, daß der Fahrweg breit genug sei und man versuchen müsse, aneinander vorbeizukommen. Der Fuhrknecht des Düngewagens kletterte von seinem Sitz, faßte seine beiden Pferdeköpfe am Zaum, machte „Süh-öh!“ und zerrte seine Fuhre, soweit es irgend möglich war, nach dem Gehweg hinüber, wo das Holzmaterial aufgeschichtet lag. Es glückte so ziemlich, wenn auch die rechtsseitigen Räder über das Gerümpel humpeln mußten, und als der Milchführer, der seinen Kutschbock nicht verlassen hatte, eine wenn auch schmale, doch freie Bahn vor sich sah, trieb er seine Schimmel an und fuhr sachte knapp am Notgelande entlang. In dem Augenblicke, wo die beiden Fuhrwerke aneinander vorbeikamen, neigte sich die Düngerlast zur Seite und übte einen Druck auf den anderen Wagen aus, daß etliche von den großen blechernen Milchgefäßen, die darauf standen, rasselnd übereinanderkollerten. Da schrie der Fuhrknecht, der rückwärts ausschreitend noch immer seine Pferde an den Köpfen führte: „Anhalten!“ und brachte sein Gespann zum Stehen.

Im Lärm der Räder und klappernden Gefäße glaubte er etwas wie ein Aufreischen vernommen zu haben, trat hinter den Koffen hervor und blickte zurück. Aber zu seiner Bestürzung sah er keinen Milchwagen mehr, und das Notgelande war zerrissen. Vorsichtig dem Rande sich nähernd, spähte er hinunter, da trieben Pferde, Wagenräder und Menschen zwischen den Eisschollen im Wasser. Schon spülte die Strömung sie unter den Brückenkörper, nun konnte er sie nicht mehr erblicken, und auf der anderen Seite, wo der Gehweg nicht abgebrochen war, verwehrt das aufgehäuften Gerümpel die Aussicht.

Eine kleine Weile blieb er unschlüssig stehen und suchte ingrimig zwischen den Zähnen. Schließlich wußte er nichts Besseres zu tun, als seinen Wagen wieder zu besteigen und weiterzufahren.

Als er am jenseitigen Ufer angekommen war, erzählte er Arbeitern, die er traf, was sich ereignet hatte. Einige ließen aus Wasser, um eine Bille zu lösen; bald darauf kam auch ein Wachmann gelaufen, der zog eine Briestafche hervor und schrieb Namen und Dienstort des Fuhrknechts auf. Und als einer von den Arbeitern, die dabei standen, meinte: „Ein Posten hätte hergehört,“ da schrieb er auch die Arbeiter auf und sagte: „Vor Gericht wird es sich schon weisen, wer schuld ist.“

Es hatte sich eine ganze Menge müdiger Gaffer angesammelt, die den Wagen und die Pferde von allen Seiten betrachteten, als ob etwas Besonderes daran zu sehen wäre. Zu denen sagte der Fuhrknecht, während er beide Arme in die Luft warf: „Wenn die Brücke so vollgeräumt ist, daß man nicht füreinander fahren kann...“

Sonst sagte er nichts weiter, aber die Umstehenden waren um so eifriger, ihre Meinungen zu äußern und ihr Gutachten abzugeben. Die einen behaupteten, die Bauleitung treffe die Verantwortung für das geschehene Unglück, die anderen beschuldigten die Polizei, noch andere die Bezirkshauptmannschaft, oder die beiden Fuhrleute, oder den Nebel. Aber alle waren sie einig darüber, daß von Rettung keine Rede sein könne. Die abgestoßene Bille war unverrichteter Dinge wieder zurückgekehrt.

Nach einer Weile kam über die Brücke ein Baupolier gegangen, der wußte zu berichten, die Verunglückten seien doch gerettet worden, man hätte sie am anderen Ufer aus dem Wasser gefischt, bloß die Köpfe seien hin.

Da wurden wieder Scherze laut, und befriedigt teilten die Leute sich in Gruppen auseinander und begaben sich schließlich ein jeder zu seiner Beschäftigung. Der Fuhrknecht aber kletterte wieder auf den kleinen Sitz über den Schwänzen der Pferde, machte: „Süh-öh!“ und fuhr langsam seine hochgeladene Last Dünger ins Marchfeld hinaus.

Indessen hatte, was der Mann vom jenseitigen Ufer zu melden wußte, den Tatsachen nicht ganz entsprochen. Fabian Disset, der Milchführer, und das Kind waren allerdings gerettet worden, die junge Frauensperson aber hatte in den jagenden Wellen den Tod gefunden.

Bald wurde es aus den Zeitungen bekannt, daß sie Anna Kreil geheißt und bei demselben Milchmeier in Breitenlee in Dienst gestanden hätte, bei dem auch Fabian bedienstet war. Dieser redete von ihr als von seiner Braut. Der Knabe, den er mit dem rechten Arme umklammert hielt, als man ihn in die Rettungszille aufnahm, hieß Josef Kreil und war beider Kind.

Im Laufe der Gerichtsverhandlung, die mehrere Tage in Anspruch nahm, stellte es sich heraus, daß das alte Sprichwort: „Wer den Schaden hat, der hat den Schimpf dazu,“ noch immer zu Recht besteht. Die Verantwortung für das Geschehene wurde von Hand zu Hand weitergegeben wie der glösende Holzspan in dem bekannten Gesellschaftsspiel, und wer mit dem verfohlten Ende schließlich das schwarze Kreuzel auf die Stirn gezeichnet bekam, das waren wohl eher Pechvögel als Schuldige, und das allergrößte Kreuzel bekam der am schwersten Betroffenen.

Dem Bauleiter und seinen Untergebenen war es nämlich gelungen, nachzuweisen, daß man eine Brücke schwer rekonstruieren könne, ohne Baumaterial auf ihr abzulagern, und daß es Sache der Straßenpolizei gewesen wäre, zur Regelung des Verkehrs einen Wachtposten aufzustellen. Der Straßenpolizeinspektor wies nach, daß er tatsächlich dem Wachtkommando den Befehl erteilt hätte, die Aufsicht über die in Umbau befindliche Brücke zu überwachen, und der Wachtkommandant wies nach, daß er tatsächlich einen Wachmann an den Brückenkopf kommandiert hätte. Der Wachmann endlich, der am Brückenkopf hätte stehen sollen, wies nach, daß er nicht als Stehposten, sondern als Rayonposten kommandiert gewesen sei, und es darum für seine Pflicht hätte halten müssen, sich zeitweilig von der Brücke zu entfernen, um seinen Rayon zu begehren. Da es aber, nachdem der Unfall ein Menschenleben gekostet hatte, nicht lauter Unschuldige geben konnte, so wurden die beiden Fuhrleute des Vergehens gegen die Sicherheit des Lebens schuldig erkannt, der eine, weil er zu seinen Pferden „Süh-öh!“ gesagt, der andere, weil er sein Gespann knapp am abgebrochenen Brückenrande entlang gelenkt hatte.

Uebrigens kam der Fuhrknecht des Düngewagens glimpflich davon; mit ein paar Monaten schien seine Unachtsamkeit, sein Leichtsinns oder wie man seine Schuld sonst benennen mochte, genügend gesühnt. Dem Fabian Disset hingegen, bei dem erschwerend ins Gewicht fiel, daß er nicht nur sich selbst, sondern auch seine Braut und sein Kind der Gefahr ausgesetzt hatte, wurde ein volles Jahr strengen Arrests zudiktirt.

Das gemeinsame Schicksal hatte die beiden einander innerlich angenähert, und wenn sie nach verbüßter Haft einander begegneten oder auf der Straße aneinander vorbeifuhren, so blickten sie nicht zur Seite, sondern sahen offen und ernst jeder auf den anderen hinüber, beinahe neugierig, den Menschen näher kennen zu kennen,

der eine so bedeutsame, wenn auch leider traurige Rolle in ihrem Leben gespielt hatte. Nach der merkwürdig vornehmen Art, die an widrige Umstände gewöhnten Menschen manchmal eigen ist, fiel es ihnen nicht ein, sich gegenseitig etwas nachzutragen, Barmherzigkeit gegeneinander zu nähren, oder insgeheim einander übelzuwollen. Ohne daß sie je davon sprachen, betrachteten sie sich vielmehr als Genossen, als Opfer einer Anhäufung böser Zufälle, als Brügelnaben jener oberen Gesellschaftsschicht, gegen die nie und nirgends aufzukommen war, und der von je so wohl alle Gesetzgeber wie auch alle Richter angehört hatten.

Der Fuhrknecht, der an jenem kritischen Tage den Düngewagen gelenkt hatte, hieß Laurenz Gurka und stand bei einem Großbauer in Leopoldau in Dienst. Einmal, als er eine Kummekette einkaufen ging, traf er beim Krämer den Fabian Disset und sagte: „Bist auch da?“

Dem anderen, der seit seinem abgesehnen Jahre recht einsilbig und meist in sich gekehrt war, tat es wohl, daß er freundlich angeredet wurde.

„Freilich, bin ich da,“ sagte er; „kauft eine Kummeketten?“

Und als er sah, daß Laurenz sich nicht entscheiden konnte, beriet er ihn und half ihm auswählen.

(Fortsetzung folgt.)

Gärung, Fäulnis, Verwesung.

Von Edwin Lewinohn.

Unter Gärung versteht man die Zersetzung organischer Körper durch kleinste Gebilde der verschiedensten Art, wie Pilzkeime, als Gese- und Spaltpilze und der sogenannten Fermente. Die Zuckerarten unterliegen der Zersetzung durch Gärung am leichtesten. Die Kohlehydrate (Zuckerarten) werden von diesen mikroskopischen Lebewesen als Nahrung aufgenommen, wodurch sich unter verschiedenen Erscheinungen die als Gärung bezeichneten Vorgänge abspielen. Die Zersetzungsprodukte sind natürlich je nach der Art der zu zersetzenden Substanz verschieden. Nicht nur die Zuckerarten allein unterliegen dem als Gärung bezeichneten Prozesse; da sie aber die der Ernährung dieser kleinsten Pilzkeime zuträglichen Nährstoffe besitzen, bezeichnet man im engeren Sinne den Zerfall als eigentliche Gärung der Zuckerarten. Doch nicht die Eigenschaften und Bestandteile des Substrats allein genügen zum Einleiten des Gärungsprozesses; außer manchen äußeren, unten noch näher anzuführenden Bedingungen ist die Anwesenheit von den eigentlichen Gärungserregern, den Fermenten, nötig, von denen zunächst die Rede sein soll.

Fermente sind stickstoffhaltige organische Körper, die, ohne selbst zersetzt zu werden, in anderen organischen Substanzen Veränderungen hervorzurufen imstande sind. Man unterscheidet organisierte, oder gefornite, und ungeformte Fermente; erstere können sich bei Gegenwart gewisser stickstoffhaltiger Nährstoffe ungeheuer vermehren. Eine neue Generation kann schon innerhalb 20 Minuten entstehen, vorausgesetzt die Anwesenheit genügender Nährstoffe. Daher können durch diese Fermente, wie Gese, in ganz geringer Zahl große Mengen zersetzbarer Stoffe zerlegt werden. Bei den ungeformten Fermenten dagegen findet keine Neubildung und Vermehrung statt. Eine gewisse Menge dieser Fermente kann mithin auch nur eine bestimmte Quantität eines zur Zersetzung neigenden Stoffes zerlegen. Diese ungeformten Fermente sind den Eiweißkörpern ähnlich. Ihre Entwicklung kann aufgehalten beziehungsweise ganz getötet werden durch verschiedene Stoffe und

Gase, wie zum Beispiel durch Chlorgas, Karbolsäure, Sublimat usw. Im gewöhnlichen Leben werden diese Stoffe als Desinfektionsmittel bezeichnet. Man desinfiziert eine Wohnung, in der sich ein mit einer ansteckenden Krankheit Behafteter befand, indem man die Wände mechanisch abreibt und die Räume und Sachen mittelst Formalindämpfe desinfiziert; Wäsche, stücke und Gegenstände, die dadurch nicht weiter angegriffen werden können, werden eine Zeitlang überhitzt — über 100 Grad — Wasserdämpfen ausgesetzt. Die Erkenntnis dieser Eigenschaften vieler Substanzen führte zu der bekannten von Lister, dem englischen Chirurgen, eingeführten antiseptischen Wundbehandlung. Eine schon vorhandene Eiterung wird durch desinfizierende Stoffe aufgehoben, das heißt, die Eiterbazillen werden in ihrer weiteren Entwicklung gehemmt oder getötet. Ferner wird eine frische Operationswunde aseptisch, das heißt keimfrei, behandelt, indem durch Anwendung von keimfrei gemachten Verbänden und desinfizierenden Stoffen überhaupt keine eitererregenden Keime an die Wunde herankommen können. Die Wunde „heilt“ eben in kurzer Zeit ohne eitrigen Prozeß.

Außer der Anwesenheit der eigentlichen Gärungserreger, der Fermente, sind — wie bereits angedeutet — noch einige äußere Bedingungen zum Verlaufe des Gärungsprozesses in Betracht zu ziehen. So ist der Luftzutritt als Träger vieler Keime unumgänglich nötig, ebenso wie die Gegenwart von Wasser. Immer ist eine möglichst Lösung der Stoffe vonnöten. Das wichtigste Moment ist die Höhe der Temperatur; diese Temperatur hat am besten eine Höhe von 30 bis 40 Grad, wenn auch die Gärung bei niederen und auch bei höheren Graden vor sich geht. Bei 0 Grad hört so ziemlich alles organische Leben auf, auch bei 100 Grad werden die meisten Keime getötet. Ausnahmen finden jedoch auch hier statt; manche Keime sind so widerstandsfähig, daß sie sich in gefrorenen Stoffen noch lebensfähig erhalten, ebenso wie andere längere Zeit einer Temperatur von über 100 Grad ausgesetzt werden müssen, um ihre Lebensfähigkeit dann erst einzustellen.

Welcher Art sind nun die hier besprochenen kleinsten Lebewesen, Keime, organische Gebilde usw.? Es sind zum Teil in das Gebiet der Pilze gehörende pflanzliche Gebilde oder solche, die auf der Grenze zwischen Pflanze und Tier stehen. Als zum Tierreiche gehörig kann man sie deshalb rechnen, weil sie selbständig leben, sich bewegen und fortpflanzen. Im allgemeinen wird die eigentliche Gärung von Sproßpilzen, Fäulnis von Spaltpilzen und Verwesung von Schimmelpilzen hervorgerufen. Die Sproßpilze sind Gebilde von einfachstem Bau. Ihre Verwesung geschieht durch Zellteilung; sie bilden den niedrigsten Grad und die äußerste Stufe allen organischen Lebens überhaupt. — Zu den Spaltpilzen gehören dann die Bakterien, Bazillen usw. Auch diese Gebilde lassen mikroskopisch kaum mehr als ihre äußeren Umrisse erkennen, ohne daß man über ihre innere Struktur näher orientiert wäre. Auch sie vermehren sich durch Zellteilung. Die einzelnen Zellen sind teils kugelig, bei Bakterien flächenförmig, beim Bazillus gerade, gekrümmt, bei anderen Arten spiralig gewunden.

Die erwähnten Spaltpilze: Bakterien, Bazillen, gehören bekanntlich zu den größten und trotz ihrer Kleinheit zu den gefährlichsten und gefürchtesten Feinden der Menschheit. Parasitisch im Blute lebend, verursachen sie Epidemien und Infektions-, also ansteckende Krankheiten, wie Tuberkulose, Typhus, Cholera, Milzbrand usw. Die Bekämpfung solcher Infektionskrankheiten geschieht durch zielbewusstes Vorgehen gegen diese Krankheitserreger, ähnlich wie es durch Infektionsmittel bei der anti-

septischen Wundbehandlung schon kurz erwähnt wurde.

Etwas höher entwickelt als Sproß- und Spaltpilze ist der Schimmelpilz, dessen Fortpflanzung auch schon eine kompliziertere ist. Der bekannte Schimmel, der graugrünliche Ueberzug auf organischen Nesten, ist weiter nichts, als eine durch Tausende von Schimmelpilzen gebildete Anhäufung. Zu erwähnen sind dann noch die Hefepilze, einzellige Gebilde, die sich durch Sprossung vermehren. Dieser Vorgang geht so vor sich: Die Zelle bekommt einen knopfförmigen Ansatz, der sich schnell vergrößert und bald so groß ist wie die Mutterzelle. Es bildet sich schließlich eine Scheidewand zwischen den jetzt gleich großen Zellen, die neue Zelle bleibt noch mit der alten verbunden oder löst sich von ihr. Die Hefepilze spielen in der Herstellung des Bieres eine große Rolle. Als Pflanzhelfer kommt sie in handlicher Form in den Handel, um bei der Zubereitung von Backwaren verwandt zu werden. Dem Weichteig bei der Brotbereitung als Sauerteig zugelegt, wird ein Teil des Stärkemehls in Dextrin und Zucker umgewandelt; letzterer gärt unter Entwicklung von Kohlensäure, die den Teig emportreibt. Der Teig fängt an zu „gehen“. Die meisten Backwaren bedürfen eines Hefezusatzes, um aufgelockert zu werden und richtig „gehen“ zu können.

Als typische anschauliche Gärung kann die Zuckergärung bei der Darstellung des Alkohols gelten. Hierbei lassen sich alle Phasen genau verfolgen und die Gärungsprodukte einzeln für sich verwenden. Es wurde schon gesagt, daß gerade zuckerhaltige Flüssigkeiten leicht in Gärung übergehen. Wenn wir die Kartoffel betrachten, so finden wir in ihr gerade keinen direkten Gehalt an Zucker, wohl aber bis zu 20 Prozent Stärkemehl, das leicht in Zucker übergeführt werden kann. Dieses geschieht durch das Einmischen mit Diastase enthaltendem Malz. Diastase ist ein ungeformtes Ferment, das sich bei der Bereitung von Malz aus Gerste bildet. Das Stärkemehl verwandelt sich in Dextrin und Zucker, der sich durch weitere Gärung in Alkohol und Kohlensäure zerlegt. Der Alkohol oder Spiritus wird dann abdestilliert. Ähnlich wie die Darstellung dieses Kartoffelschnapses geschieht die anderer Trinkbranntweine aus Roggen, Gerste, Weizen, Mais. Zur Freilegung des in diesen Zerealien enthaltenen Stärkemehls ist es nötig, dieselben zu zerkleinern, zu schrotten oder, wie Mais, fein zu zermahlen. Die Umwandlung des Stärkemehls geschieht auch hierbei durch Malz bezw. Diastase. Wir haben dann Produkte, wie Gerstenkorn-, Weizenkorn-, Schnaps vor uns, die im Geschmack wohl voneinander etwas abweichend, in der Wirkung aber untereinander und auch dem Kartoffelschnaps gleich sind. Es ist hier nicht der Ort, um gesundheitliche und volkswirtschaftliche Schäden des Schnapsgenusses näher zu erörtern; es ist aber eigentümlich, daß wohl kaum mit irgendwelchen Ausnahmen die Völker aller Zeiten und Zonen es verstanden haben, alkoholhaltige, das heißt berauschende Getränke herzustellen. Meist sind es Pflanzensäfte, die man gären ließ und die nach der Gärung eine berauschende Wirkung erzielten. Ursprünglich wird man wohl durch Zufall hinter diese Eigentümlichkeit gekommen sein. Die meisten Pflanzensäfte enthalten immer etwas Zucker, der durch aus der Luft aufgenommenene Keime oder Fermente dann auch in Gärung überging. Heute wird der Gärungsprozeß nach bestimmten Regeln gehandhabt, es hat sich eine große Industrie darauf aufgebaut, die man direkt als Gärungsgewerbe bezeichnet. Zu diesem Gewerbe gehören vor allem alle alkoholhaltigen Getränke. Aus der Kartoffel kommt der Spiritus, aus der Traube der Wein. Es ist dieses das Produkt, welches durch Vergärung des ausgepreßten Saftes reifer Trau-

ben erhalten wird. Die Gärung des Mostes — Traubensaft — findet ohne direkten Hefezusatz statt. Die beim Stehen des Mostes an der Luft in denselben aus der Atmosphäre hineingelangenden Hefekörner verwandeln den Zucker in Alkohol und Kohlensäure.

Ein Hauptzweig des Gärungsgewerbes ist weiter bekanntlich die Brauerei. Alkoholhaltiges Bier wird durch Gärung aus Gerstenmalz, Hopfen und Wasser gewonnen. Durch den Darrprozeß — die Steinung des Gerstenkornes — entsteht Malz und mit ihm das Ferment Diastase, wie oben bereits angegeben, welche das in dem Gerstenkorn enthaltene Stärkemehl in Maltose — Zucker — überführt, der dann weiter vergoren wird.

Mit der Herstellung der Hauptvertreter im Gärungsgewerbe, nämlich des Spiritus, Weines und Bieres, sind die alkoholhaltigen Produkte noch keineswegs erschöpft. Es gibt noch eine Anzahl sogenannter Branntweine als Kollektivbegriff, die meist durch Destillation gewonnen werden und noch eine kleine Menge aromatisch riechender, mit dem Alkohol übergehender Stoffe enthalten, die demselben je nach dem Ursprunge einen eigentümlichen Geruch und Geschmack verleihen. Zu diesen Branntweinen gehört zum Beispiel der Arrak, gewonnen in Ostindien durch Destillation von vergorenem Reis, 60 Proz. Alkohol enthaltend. Rum wird aus Rohrzuckerrückständen und vergorener Rohrzuckermaße besonders in Westindien destilliert, mit der besten Marke des Ursprungslandes als Jamaica-Rum bezeichnet. Sognak ist in seiner reinsten und eigentlichen Form ein Weindestillat, also den im Wein befindlichen Alkohol enthaltend, der dem Weine durch Destillation entzogen ist. Was alles unter der Rognakmarke segelt, ist ja wohl hinlänglich bekannt. Weiter sind zu erwähnen das bekannte englische Getränk der Whisky als Destillat aus Gerste oder Mais, der Sliwowik oder Zwetschenbranntwein aus vergorenen reifen Pflaumen oder Zwetschen, Kirschwasser aus vergorenen, mit den Steinen zerstoßenen Kirschen, Wacholder schnaps, der über zerstoßene Wacholderbeeren destilliert ist und im östlichen Deutschland mit Wachandel bezeichnet wird. Kornbranntwein aus Roggen hat schon Erwähnung gefunden. Der Meth unserer Vorfahren, aus vergorenem Honig bereitet, findet hier auch seinen Platz, ebenso wie Rum, ein berauschendes, aus Stutenmilch hergestelltes Getränk der Nomadenvölker — Milchwein —, das jetzt vielfach arzneilich benützt wird, allerdings mit Kuhmilch durch das entsprechende Ferment im Anfangsstadium der Gärung hergestellt. Auch im Haushalte spielen Gärungsvorgänge eine Rolle. Die Bereitung aller Fruchtweine sowie -säfte beruht auf dem Prinzip der Gärung. Ist diese nicht genügend vollendet gewesen, als der Wein bereits abgefüllt und der Obst- und Fruchtsaft eingekocht war, so ist das ganze Produkt durch die dann in den Aufbewahrungsgefäßen eintretende Nachgärung verdorben. Saure Gurken und Sauerkraut erhalten ihren herzhafsten, säuerlichen Geschmack durch die sogenannte Buttersäuregärung. Die sich bildende Buttersäure verleiht den Gurken usw. die eigentümliche, dem Körper sehr zuträglich Säure. Die käuflichen Gurken erhalten vielfach einen Zusatz von Essig, da der Hersteller die Zeit der natürlichen Gärung meist nicht abwartet. Die Bekömmlichkeit der Ware leidet natürlich durch diesen unnötigen, ungesunden Essigzusatz.

Die unscheinbaren, ja mit bloßem Auge kaum sichtbaren Gärungserreger haben also eine große Industrie entstehen lassen, wozu noch die der Stärke-, Zuckersfabrikation usw. kommen. Es ist mithin hier die scheinbar unfruchtbare Arbeit des Gelehrten in seinem Laboratorium

durch die größten Erfolge in die Praxis überseht worden.

Mit dem Prozeß der Gärung eng verknüpft stehen die Vorgänge der Fäulnis und Verwesung. Als Fäulnis bezeichnet man im allgemeinen die Zersetzung organischer eitweißhaltiger Substanzen pflanzlichen oder tierischen Charakters, sobald in ihnen der Stoffwechsel zum Stillstand gekommen ist, oder mit anderen Worten: nachdem sie gestorben sind. Immer sind die Fäulniserscheinungen mit dem Auftreten übler Gerüche verbunden — Leichengeruch —, die aus den verschiedenen, sich entwickelnden Gasen, als Schwefelwasserstoff, Ammoniak usw., resultieren. Je nach dem mehr oder weniger vorgeschrittenen Stadium der Fäulnis wechseln auch die Fäulnisprodukte. Wie bei der Gärung spielen auch hierbei die eigentlichen Fäulniserreger die Hauptrolle. Sie gelangen als Keime auf das Substrat — den toten Tierkörper —, wo sie sich sehr schnell in ungeheurer Zahl vermehren, ihren Ernährer, den toten Körper, dabei ganz aufzehrend. Nachdem er ganz aufgezehrt ist, gehen auch sie zugrunde oder in den Ruhezustand über, um bei günstiger Gelegenheit ihre Tätigkeit wieder zu entfalten. Solche faulenden organischen Substanzen sind für lebende Wesen äußerst gefährlich, da die entstehenden Verbindungen des faulenden Kadavers, also auch des menschlichen Körpers nach dem Tode, die sehr giftig wirkenden Leichengifte — Ptomaine — entstehen lassen. Man spricht von Blutvergiftung, die sich der Arzt bei der Sektion einer Leiche zugezogen hat; in diesem Falle ist eben Leichengift durch eine äußere Verletzung, also durch die Haut des Sezierenden, in die Blutbahn desselben gelangt. Dieselben Gifte können Krankheitserscheinungen nach dem Genuß verdorbener Nahrungsmittel besonders im Sommer hervorrufen.

Die Verwesung geht bei Gegenwart von Sauerstoff vor sich, spielt sich also in freier Luft ab. Man kann sie daher als Oxidation oder langsame Verbrennung bezeichnen. Auch ohne helle Flamme bezeichnet man einen Prozeß, bei dem Sauerstoff wirksam ist, als Oxidation oder Verbrennung. Die schlechten Blutbestandteile werden in der Lunge durch Sauerstoffeinatmung verbrannt. Die Endprodukte des Verwesungsprozesses sind: Kohlenäure, Wasser und Ammoniak, die in die Atmosphäre entweichen, während die nicht flüchtigen Mineralbestandteile zurückbleiben. Im Grabe können wir bei nur beschränkter Sauerstoffgegenwart von Fäulnis sprechen; die Erreger und Keime sind schon in der Luft im Sarge enthalten, ohne daß von außen her noch eine besondere Einwirkung bezw. Einwanderung von Würmern und sonstigen Schmarotzern nötig ist, wie es sich das naive Volksempfinden so grauenvoll ausmalt.

Zur Erde müssen wir alle, die wir uns in der bisher üblichen Weise bestatten lassen, zurückkehren, indem — wie schon erwähnt — die unzersehten mineralischen Bestandteile, besonders die des Knochengeriistes, zurückbleiben und schließlich auch zermürben und zu Staub zerfallen. Die Fäulnis- und Verwesungsvorgänge spielen eben deshalb eine große Rolle im Haushalt der Natur, in der nicht das geringste verloren geht. Durch diese Vorgänge werden alle toten Ueberreste von Pflanzen und Tieren in ihre einfachen Elemente zerlegt. Die Körper als solche verschwinden, die gasförmigen Bestandteile gehen in die Atmosphäre über und damit in den großen Kreislauf der Natur, durch den eben nichts verloren geht, wenn auch scheinbar alles einst Lebende verschwunden ist. Nur in anderer Form bleibt es ewig erhalten, den nachfolgenden Pflanzen als Nahrung usw. dienend. Es sind

genauere chemische Kenntnisse nötig, um diesen Kreislauf genau erkennen und experimentell nachweisen zu können.

Der Vollständigkeit wegen sei endlich noch eine verwandte Erscheinung, nämlich die *Vermoderung* erwähnt. Diese tritt ein, sobald die Verwesung nicht genügend Sauerstoff zur Oxidation vorfindet, außerdem aber viel Wasser zugegen ist. Dem Naturfreund, aber auch dem einfachen Fußgänger fallen oft nasse Wiesen mit torfähnlichen Anlagen und schwankem Untergrund sofort in die Augen. Auch dieser Vorgang spielt in dem ewigen Kreislauf und dem Haushalt der Natur eine hervorragende Rolle, indem tote organische Reste so umgesetzt und zerlegt werden, daß die entstandenen einfacheren Verbindungen noch lebenden Pflanzen wieder zur Nahrung dienen können. Denn ein Produkt der Verwesung und Vermoderungen ist der braune *Humusboden*, der rein organischen Ursprungs war und dann nur noch



Ulrich v. Hutten.

mineralische Stoffe enthält, die von den Pflanzen wieder aufgenommen werden.

So spielt sich seit jeher dieser Kreislauf nach bestimmten Gesetzen ab. Das blühende Leben, ob Pflanze, Tier oder Mensch, sinkt dahin, macht widerliche Zersetzungsprozesse durch, um neuen Gebilden und einer anderen Generation Platz zu machen und zu erneuter Auferstehung zu gelangen.

Ulrich v. Hutten.

Von A. Conrady.

Als eine der anziehendsten Gestalten des Reformationszeitalters darf noch immer der deutsche Ritter und Humanist Ulrich von Hutten gelten. Er fesselt nicht nur durch seine persönlichen Charaktereigenschaften, durch die Kühnheit und Unirrbbarkeit, womit er unter den schwierigsten Verhältnissen für seine Ideen eintrat, sondern auch dadurch, daß das Studium seiner Schriften außerordentlich geeignet ist, in das tiefere Verständnis jener Zeiten einzuführen. Wer der Meinung ist, daß es sich bei den damaligen kirchenpolitischen Kämpfen im wesentlichen um die Religion gehandelt habe, der

kann sich bei Hutten mit Leichtigkeit eines Besseren belehren; denn sein Antiklerikalismus ist keineswegs bloß ideologischer oder gar theologischer Natur, sondern greift mit der denkbar größten Deutlichkeit auf die materiellen Hintergründe der damaligen Gegensätze zurück. Man sieht bei Hutten gleich, daß es sich in letzter Linie um Interessen- und Klassengegensätze handelt. Auch Hutten's eigene Person ist sehr interessant für die Beleuchtung des Einflusses, den die Klassenzugehörigkeit selbst auf die höchststehenden Geister haben kann. Hutten war als Mann im ganzen ein Angehöriger des Intelligenzproletariats, aber er ist doch zeit seines Lebens, das freilich äußerst kurz war, nicht die Nachwirkungen des ritterlichen Milieus losgeworden, dem er ursprünglich entstammte. Daher erklären sich auch die anscheinenden Widersprüche seiner literarischen Wirksamkeit. Er ist auf der einen Seite zweifellos ein rücksichtsloser Vertreter des geschichtlichen Fortschritts, insbesondere durch seinen entschiedenen Kampf für die Befreiung Deutschlands von der klerikalen Herrschaft. Andererseits aber ist unbestreitbar etwas Reaktionäres an ihm, insofern er gern die entschwundene Herrlichkeit des mittelalterlichen Rittertums wiederhergestellt wissen möchte, das durch die geldwirtschaftliche Entwicklung und durch die Machtentfaltung des Fürstentums an ökonomischer, sozialer und politischer Macht verloren hatte und zum Teil in große Bedrängnis geraten war, vielfach sich bekanntlich sogar der feigenblattlosen Raubritterei ergeben hatte. Alles das spiegelt sich bis zu einem gewissen Grade in Hutten wider, da er eben selber solchen Verhältnissen entstammte.

Ulrich von Hutten wurde am 21. April 1488 auf Stedelberg geboren, einer altfränkischen Ritterburg im Speßart, einige Stunden von Schlichtern. Sie war lange ein Raubnest gewesen, und als solches hatte noch Ulrich's Großvater die Burg lange nutzbar gemacht. Als Ulrich in die Welt kam, waren die Vermögensumstände des Stedelberger Zweiges des Geschlechts derer von Hutten nicht allzu glänzende. Daraus erklärt sich auch wohl, daß der Vater auf den Gedanken kam, Ulrich, obwohl er der Älteste war, die geistliche Laufbahn einschlagen zu lassen, offenbar in der Erwartung, daß sich hier eine gute Versorgung ergeben werde. Der Junge kam, elf Jahre alt, aufs Kloster Fulda, sollte dem mönchischen Leben gewidmet und womöglich demaleinst Abt oder noch mehr werden. So war es im Räte der Älten beschlossen. Einen Strich machte nun durch die Rechnung die früh erwachende Selbstständigkeit des hochbegabten Jungen. Er hatte keine Neigung zum Klosterleben und zur klösterlichen Bildung, d. h. zur Scholastik, sondern ist ohne Zweifel schon in den Knabenjahren von Bedenken gegen das damalige theologische System und von Interesse für die neuen Studien und die freieren Anschauungen der Humanisten erfüllt worden. Jedenfalls ging er, als er sechzehn Jahre alt war, seinen eigenen Weg, zum Kloster hinaus. Mit seinem älteren Freunde Crotus Rubianus zusammen flüchtete er aus Fulda, mit der Absicht, sich den humanistischen Studien auf der Grundlage der römischen und griechischen Klassiker zuzuwenden. Das wurde ihm freilich nicht leicht gemacht, denn sein Vater zog alsbald die Hände von ihm, als die Durchkreuzung des elterlichen Lebensplanes erfolgt war. Doch scheinen ein paar begüterte Vettern Ulrich eine Zeitlang unterstützt zu haben. Er hat dann eine Reihe von Jahren an verschiedenen deutschen Universitäten studiert. Längere Zeit war er in Köln, bis sein dortiger Lehrer in den freien Künsten der Uebermacht der Scholastiker und insbesondere der Dominikanermönche

mit ihrem Regermeister Hochstraten erlag. Auch in Erfurt hat Gutton geweilt und sodann in der neuen brandenburgischen Universität Frankfurt an der Oder, wo er sich schon als lateinischer Dichter bemerkbar machte. Aber auch dort blieb er nicht dauernd.

Als fahrender Schüler immer weiter nordwärts gelangt, erlebte er in den Ostseegebieten eine Odyssee, von deren Anfängen wir bloß durch ein paar Andeutungen Guttons wissen. Er befuhr die Ostsee, aber das Meer warf ihn, wahrscheinlich infolge von Schiffbruch, völlig mittel- und hilflos, an der pommerschen Küste aus. Seine Lage war um so trauriger, als er furchtbar mitgenommen war von jener damals so rasch um sich greifenden neuen Geschlechtskrankheit, der Syphilis. Unter brennenden Schmerzen und Fieberhitze schleppte er sich mühsam durch das Land, darauf angewiesen, bei den Bauern um Brot und Unterkunft zu betteln. Mitunter blieb ihm beides versagt, so daß er hungernd und obdachlos unter freiem Himmel kampieren mußte. Etwas freundlicher ließ sich sein Geschick an, als er nach der Universität Greifswald kam, wo man ihn seiner Armut halber gratis unter die Zahl der Studenten aufnahm. Er schien einen Gönner zu finden an dem reichen Juristen und Kanonikus Löh, dessen Vater Wedeg Löh ein hochmöglicher Kaufmann war. Die Löh versahen ihn mit Wohnung, Beköstigung und Kleidung und waren anfangs überhaupt sehr nett zu ihm. Bald aber zeigten sie ihm ein unfreundliches Wesen, ohne daß es sich der junge Mann zu erklären wußte. Er behauptet wenigstens, sich seinen Protpektoren nach Kräften angepaßt zu haben. Indes hat er sie doch vielleicht mitunter seine scharfe Zunge fühlen lassen, so daß sie ihm gram wurden. Vielleicht ist aber auch für die Löh von Wichtigkeit gewesen, daß sie dahinterkamen, der junge Gutton sei mit seiner Familie zerfallen und deshalb auf Ersatz des für ihn Ausgelegten nicht zu rechnen. Das Verhältnis spitzte sich so zu, daß Ulrich es für geraten hielt, sich zu verziehen. Er machte sich auf den Weg nach Rostock, mitten im Winter 1509/10, bei harter Kälte. Da ereilte ihn nun, als er gerade über einen zugefrorenen Sumpf ging, die Gehässigkeit der Löh in der denkbar brutalsten Weise. Verrittene Knechte dieser Herrschaften fielen über ihn her und rissen ihm seine Kleider als Eigentum des alten Wedeg vom Leibe, nahmen ihm auch seine Gedichte und wenigen Bücher ab. Halbnaakt schleppte sich Gutton den weiten Weg bis Rostock, wo er dann halbtot infolge von Winterkälte und Fieberhitze anlangte. Sein Los verbesserte sich hier aber rasch, da sein Talent Aufmerksamkeit und Unterstützung fand. Der Ingrim über das ihm von den Löh zugesügte Unrecht verließ ihn aber nicht, sondern machte sich in einer Reihe von Gedichten Luft, die im Druck erschienen. Diese poetischen Angriffe auf die Löh zeigen schon ganz das charakteristische Gepräge der Guttonschen Muse, die ganze leidenschaftliche Schärfe seines schriftstellerischen Wesens. Alle Hebel setzt der junge Musensohn in Bewegung, um sich Genugtuung an den frechen Übeltätern zu verschaffen. Wie er sich mit einem Gedicht an den Herzog von Pommern wendet, so ruft er andererseits seinen mächtigen Anverwandten Ludwig von Gutton

um Hilfe an. Was er aber von Ludwig Gutton verlangt, ist bezeichnend für ihn. Es zeigt nämlich, daß in dem jungen Gelehrten neben dem Ritter vom Geiste auch noch ein gut Stück eines Ritters vom Stegreif steckte. Faustrecht will er an seinen Widersachern geübt wissen. Wenn der alte Löh zur Frankfurter Messe zieht, so soll Ludwig Gutton ihm die Straßen verlegen, ihn niederwerfen, und zwar nicht umbringen, da dies sich nicht empfehle, sondern eintürmen und die Vollziehung gebührender Strafe dem Dichter überlassen. Auf der anderen Seite ruft er auch die ganze neue humanistische Gelehrsamkeit zu seiner Unterstützung an, damit den Widersachern gezeigt werde, daß es gefährlich sei, einen Poeten

wurde. Hier kam ein lateinisches Gedicht von ihm an den Kaiser Maximilian heraus, das ihn zum ersten Male von der politischen Seite zeigt. Er feuert darin den Kaiser zum energischen Krieg gegen die übermütigen Venetianer an. Aus den Guttonschen Versen spricht starke ritterliche Abneigung gegen die reichen Pfefferläde. Dieses Gefühl legte er auch wieder in einer Serie von Gedichten an den Tag, die er dann in Italien veröffentlichte. In diesem Lande seiner Sehnsucht fand er sich auch nicht auf Rosen gebettet. In Pavia, wo er zuerst studierte, auch ein bißchen Juristerei, spielten ihm die mit Maximilian kriegsführenden Franzosen übel mit. In Bologna, wo er später weilte, ging es ihm so furchtbar schlecht, daß er, um nicht zu verhungern, als gewöhnlicher Landsknecht im kaiserlichen Heere Dienste nehmen mußte, für ihn ein um so schlechterer Spaß, als er infolge seiner Krankheit ganz erheblich lahnte. Daß er aber den Kopf oben behielt, beweisen eben jene Gedichte, die er in dieser Zeit der schweren Not verfaßte. Sie richten sich zum Teil gegen die Franzosen, zum Teil gegen die Venetianer. Am interessantesten aber ist, daß hier zum ersten Male gegen Rom, gegen den gerade regierenden Papst Julius II., gegen die ganze ultramontane Pfaffenwirtschaft Front gemacht wird. Scharf geißelt der Dichter den kriegerischen, ganz und gar ungeistlichen, lasterhaften Papst, der mit dem Kaiser im Kampfe lag, als die Pest des Menschengeschlechts usw.; aber, vom Persönlichen abgesehen, greift er die ganze römische Ausbeutungswirtschaft an, wie sie vor allem Deutschland schwer traf, das Ablasswesen, den Bullenhandel usw.

Wahrscheinlich im Jahre 1513 verließ Gutton Italien wieder und erschien in der Heimat, vermutlich auch auf dem Stedelberg, wo er aber noch dem Alten als der verlorene Sohn ein Gegenstand der Abneigung war, von der ganzen Familie als einer angesehen wurde, aus dem nichts geworden. Besser verstand seine Gaben zu würdigen ein gelehrter Edelmann, der am Hofe des Erzbischofs Albrecht von Mainz einflußreich war, der Ritter Eitelwolf von Stein, der schon zur Klosterzeit Guttons auf sein Genie aufmerksam geworden war. Er suchte ihm jetzt

des Kurfürsten Gunst zu verschaffen, und es kam dahin, daß Gutton es über sich gewann, den Prälaten anzufingen. Er bekam einiges Geld dafür und das Versprechen einer Anstellung in Mainzer Diensten, wenn er zuvor mit kurfürstlicher Unterstützung in Italien seine Rechtsstudien vollendet haben würde. Ehe er aber hierhin zum zweiten Male reisen konnte, mußte er wieder etwas für seine fortgesetzt schwer einträchtige Gesundheit tun, und während dieser Kur begab sich ein Ereignis, das für ihn folgenreich war. Als er in Bad Ems weilte, geschah nämlich an einem Angehörigen der Familie Gutton eine Bluttat, die das ganze Geschlecht zusammführte und nun auch den verlorene Sohn von Stedelberg wieder mit seinem Vater versöhnte, weil dieser einsah, daß Ulrichs Feder unter diesen Umständen nicht zu verachten sei. Der junge Hans von Gutton war im Schwäbischen vom Herzog Ulrich von Württemberg ermordet worden. Diese Affäre hat heute besonders deshalb noch ein gewisses Interesse,



Martinus Lutherus.

Ulrichus ab Hutten.



Veritatem meditarii guttur meum.

Gespräch büchlein
von Ulrich von Hutten.
Feber das Erst.
Feber das Ander.
Wadiscus. oder die
Römische dreysaltigkeit.
Die Anschawenden

Odint ECCLESIAM malignantium.



Perrumpendam est tandem, perrumpendū est.



Titelblatt von Ulrich Huttens Gesprächsbüchlein.

zu beleidigen. Inwiefern sich nun die Löh durch die dichterischen Pfeile Guttons getroffen gefühlt haben mögen, läßt sich nicht sagen. Anderen Schaden vermochte er ihnen nicht zuzufügen; sie klonnen vielmehr ungehindert auf der sozialen Stufenleiter aufwärts.

Auch in Rostock blieb Gutton nicht auf die Dauer, sondern wir finden ihn 1510 in Wittenberg, wo er ein lateinisches Lehrbüchlein der Dichtkunst verfaßte. Dann aber zog es ihn nach Italien, der Heimat des Humanismus. Auch dachte er wohl an Rechtsstudien, um seinem Vater einen Gefallen zu tun, der zur Versöhnung und zum Verzicht auf die Rückkehr ins Kloster bereit schien, wenn der Sohn wenigstens ein solider Jurist würde. Da Ulrich aber nicht zugesagt hatte, unterstützte ihn der Alte auch nicht materiell. So zog der junge Mann im äußersten Elend durch Böhmen dahin, anscheinend wieder auf den Bettel angewiesen. In Wien fand er Anschluß an Gleichstrebende, wodurch er eine Zeitlang über Wasser gehalten

weil jener Württemberger in Hauffs vielgelesenen historischen Roman „Lichtenstein“ in sehr sympathischen Farben gezeichnet ist. Indes muß das Bild, das er von Herzog Ulrich entwirft, als durchaus ungeschichtlich bezeichnet werden. Der Schwabenherzog war ein ganz böser Bruder, zu dessen Gunsten man höchstens ansühren kann, daß die meisten seiner Kollegen auf der Fürstentum auch nicht viel wert waren. Das Verhältnis zwischen Ulrich von Württemberg und Hans Gutten wird in Hauffs Roman auch berührt, aber so dargestellt, daß eine ganz falsche Vorstellung entsteht. In Wahrheit hat nicht, wie Hauff annimmt, ein ehebrecherisches Verhältnis zwischen Hans Gutten und Ulrichs Gemahlin Sabine die Mordtat verursacht, sondern im Gegenteil ein solches zwischen Gutten Gattin und dem Herzog. Der junge Mann wollte dem Skandal dadurch ein Ende machen, daß er sich vom Hofe Ulrichs zurückzog. Um nun zu verhindern, daß ihm dadurch die schöne Frau seines Stallmeisters unerreichbar werde, fiel er im Walde auf der Jagd über diesen her und ermordete ihn. Er suchte nachher mit dreifacher Stirn das Verbrechen als eine Hinrichtung auszugeben, wobei er dann Kläger, Richter und Henker in einer Person gewesen wäre. Aber seine und seines Kanzlers Verdrehungsversuche kamen nicht auf gegen die eindringlichen Darlegungen des Sachverhalts, mit denen vor allem Ulrich von Gutten in den Streit zwischen seiner Familie und dem Herzog eingriff. Seine Anklagereden gegen Ulrich erregten den Ingrimm des Potentaten derartig, daß es dem jungen Autor schlecht ergangen wäre, wenn er dem Widersacher seiner Familie in die Hände gefallen wäre. Ulrich nennt in diesen Reden das Verbrechen des Herzogs beim Namen und fordert, da das Recht für alle gleich sein müsse, daß es ihm nicht anders gehe als anderen Mördern, d. h. daß er mit dem Tode bestraft werde. Er hofft, daß die Schwaben seines erpresserischen, grausamen Regiments, unter dem alles käuflich, satt sein und sich des „würtembergischen Henkers“ entledigen werden. Gutten ruft sie zur Freiheit auf. Sie sollten nicht länger einen Räuber und Mordmörder als Fürsten dulden, sondern das blutige Untier seiner Herrschaft entsetzen. Entsetzt worden ist er ja auch schließlich, aber nicht etwa durch das Eingreifen der von Gutten angerufenen Reichsgewalt und ihrer strafenden Gerechtigkeit. Kaiser Maximilian erklärte den Herzog zwar schließlich, nachdem diesen auch seine Gemahlin verlassen hatte, in die Reichsacht, tat und duldete aber nichts, um dem Nachdruck zu verschaffen, sondern arbeitete auf einen Vergleich hin. Es ist dann schließlich auch zur Selbsthilfe der Gegner Ulrichs gekommen, unter anderem auch derer von Gutten. Bis dahin aber vergingen Jahre, in denen eben der Federkrieg weitertobte, auch von Ulrich von Gutten nach wie vor eifrig mitgemacht.

Ein paar von seinen Philippiken gegen den Württemberger sind in Italien abgefaßt und ebenso eine gepfefferte Abhandlung in Gesprächsform gegen den Tyrannen, die zum ersten Male den berühmten Wahlspruch: „Jacta est alea“, der Würfel ist gefallen, oder wie Gutten es später verdeutschte: „Ich hab's gewagt“, trägt. Ulrich von Gutten war inzwischen zum zweiten Male über die Alpen gegangen, um nun das verhaßte Luz zu studieren, nebenher sich aber nach wie vor den freien Künsten zu widmen. Er hat nun Rom selber gesehen und dort erst recht die Abneigung gegen die ultramontane Wirttschaft in sich gezogen, wie verschiedene Gedichte aus jener Zeit bezeugen, die sich darum drehen, daß Deutschland von Rom in unerträglicher Weise ausgebeutet werde. Neben der steigenden Abneigung gegen den Klerikalismus aber zeigt sich auch wieder die frühere Abneigung gegen das Kaufmannskapital in einem Gedicht,

das den Venetianern gilt. Es schildert, wie da an der Adria aus gewöhnlichen Fischern gewaltige Kaufherren geworden, die ein großes Reich beherrschen und ausbeuten. Als gefährliche Räuber überall verhaßt, müßten sie wieder zu Fischern gemacht werden. Zeigt sich darin der Mitter in Gutten, so auch in einer Kauferei mit fünf Franzosen, die er in seiner Römerzeit siegreich bestand, und auf die er sich nicht wenig zugute tat. Er mußte aber, weil er einen der Gegner getötet hatte, Rom verlassen, war hernach in Bologna, um schließlich über Venedig nach Deutschland zurückzukehren. Er hatte aber noch in Italien hervorragend an dem Streite teilgenommen, der sich in Deutschland entsponnen hatte, aber das Interesse der Humanisten und aller Gegner des Klerikalismus weit über die deutschen Grenzen hinaus erregte.

Seit Jahren schon hatte sich ein Konflikt des berühmten deutschen Humanisten Johannes Reuchlin mit den Kölner Klerikalen und ihren Kehlermeistern zu einem allgemeinen Zusammenstoß zwischen den theologischen Repräsentanten der mittelalterlichen Weltanschauung und den Vertretern einer neuen Lebensauffassung in antiken Formen zugespitzt. Den Anstoß zu diesen Vorgängen hatte ein wissenschaftliches Gutachten Reuchlins gegeben, das sich in Widerspruch setzte mit dem von den Kölner Hierarchen vertretenen Standpunkt in der gleichen Frage. Der bekehrte Jude Pfefferkorn betrieb mit Renegateneifer unter Begünstigung durch den berühmten Kölner Reformmeister Hochstraten und andere Häupter der dortigen Kutenwirtschaft die Idee einer allgemeinen Judenbekehrung, beziehungsweise -austreibung, wobei insbesondere auch die Einziehung und Verbrennung aller hebräischen Bücher mit Ausnahme der Bibel ins Auge gefaßt war. Er hatte auch schon eine kaiserliche Ermächtigung zu einem derartigen Bücher-autodafé erschlichen. Nachträglich stiegen aber bei Hof etwelche Bedenken auf, und man kam noch einmal auf die Sache zurück, indem man zunächst Gutachten forderte, und zwar außer von klerikaler Kölner Seite auch von Johannes Reuchlin, der das Studium des Hebräischen in Deutschland eingeführt hatte und die erste Autorität auf diesem Gebiete war. Reuchlin sprach sich nun durchaus gegen die geplante Vertilgung der jüdischen Literatur aus, mit Ausnahme von etwelchen Schriften, die das Christentum schmächten. Im übrigen hielt er für angebrachter als das Verbrennen das Antworten. Dies war natürlich gar nicht die Meinung der Kölner Gutachter, unter denen nun die Reuchlinsche Meinungsäußerung, wie sie von Pfefferkorn gleich in die Öffentlichkeit gezerrt wurde, mächtig verächtelte. Es entwickelte sich nicht nur ein Pamphletkrieg zwischen Pfefferkorn und Reuchlin, wobei jener übel zerzaust wurde, sondern außerdem kamen Pfefferkorns klerikale Hintermänner zum Vorschein und gingen Reuchlin zu Leibe wegen angeblicher Ketzerien. Reuchlin zeigte sich den Hochstraten und Genossen gegenüber nicht ohne weiteres kampflustig, sondern befandete zunächst eine nicht besonders großartig anmutende Nachgiebigkeit, von der er erst zurückkam, als er sich darüber klar geworden, daß die pfäffische Herrschaft sich erst mit seinem völligen geistigen und moralischen Selbstmord zufrieden geben würde. Hochstraten und Genossen dachten nun auch gegen den trotigen Widersacher mit ihrem Universalmittel, dem Scheiterhaufen, zu verfahren, das heißt, seine gedruckten Meinungsäußerungen in dem Streit zu verbrennen. Sie taten dies auch in Köln. Dagegen kam ihnen in Mainz, wo Hochstraten das eigentliche Kehlergericht über Reuchlin in Szene zu setzen versucht hatte, ein Eingreifen des Papstes in die Quere, an den Reuchlin sich gewandt hatte. Hochstraten und die Seinen setzten nun alle Hebel in Be-

wegung, um in Rom eine Verdamnung Reuchlins zu erreichen. Hochstraten reiste selbst, mit Goldstücken zu Bestechungszwecken wohl versehen, nach Italien. Indes neigte sich in Rom die Waagschale zugunsten Reuchlins, und um dessen Feinde, die Dominikaner, nicht gar zu sehr vor den Kopf zu stoßen, schlug der Papst die ganze Geschichte einfach nieder. Hernach ist freilich das Verfahren noch einmal in Gang gekommen und schließlich (1520) doch zumungunsten des Humanisten entschieden worden. Da hatte dies aber längst keinerlei Bedeutung mehr, weil die Angelegenheit inzwischen vom Richterstuhl der öffentlichen Meinung schon in letzter Instanz entschieden war.

Während nämlich das Verfahren schwebte, scharte sich fast alles, was in Deutschland Humanist war, zu Reuchlins Gunsten zusammen, eben weil es sich in letzter Linie um den Zusammenstoß zweier Weltanschauungen handelte. „Alle Welt“, schrieb ein deutscher Humanist, „teilt sich in zwei Parteien. Die eine ist für die Dummen, die andere ist für Reuchlin.“ Gutten war einer der eifrigsten auf der humanistischen Seite. Das Gedicht „Reuchlins Triumph“, das zum Vorschein kam, als die Sache in Rom gewonnen schien, rührt wahrscheinlich von ihm her, zum mindesten hat er daran mitgewirkt. Es geht in seinem forschen Stile mit den Pfaffen ins Gericht, rät den Theologen, sich zu hängen, und malt die besiegten Feinde in der ungeschmeicheltsten Weise ab, den Hochstraten, dessen zweites Wort „ins Feuer“ ist, den Juden Pfefferkorn, der zum Henker gehörte, usw. Beteiligt war Gutten nun auch stark an dem berühmtesten literarischen Zeugnis und Erzeugnis des Kampfes mit den Kölnern, an den „Briefen obskurer Menschen“, oder wie herkömmlicherweise der lateinische Titel übersetzt wird, den „Dunkelmännerbriefen“. Sie sind eine Art scholastischer Gegenstücke zu den Sammlungen von „Briefen berühmter Männer“, das heißt Zustimmungserklärungen bekannter Humanisten, die Reuchlin im Laufe des Kampfes veröffentlicht hatte, nur mit dem Unterschiede, daß, während jene humanistischen Zuschriften echt waren, die Briefe der Reaktionäre erdichtet, zu ihrer Verspottung von humorbegabten Humanisten, in erster Linie Gutten's Freund Crotus Rubianus, nächst dem besonders auch von Gutten selber ihnen zugeschrieben waren. Der Adressat ist fast immer Ortuin Gratius, ein Kölner Theologe, der sich auch stark an dem Kampfe gegen Reuchlin beteiligt hatte. Neben ihm aber erscheinen die übrigen verächtigten Kölner, wie Hochstraten, Pfefferkorn usw. hervorragend in den Briefen, die angeblich herühren von allerhand scholastischen Magistern und dergleichen, zum Teil mit gekaltvollen Namen, wie Dollenkopfsius, Mistladerius, Schaffsmulius. Im Hintergrunde erscheint allemal der Streit mit Reuchlin. Im übrigen aber werden bunte Szenen aus dem Leben und Treiben der Dunkel-männer vorgeführt, die natürlich karikiert sind, aber doch nicht der Lebenswahrheit entbehren.

Die Selbstporträtierung dieser Ehrwürden wirkt unwiderstehlich auf die Lachmuskeln, zum Teil allerdings durch ein Mittel, das den Genuß der Lektüre für auf deutsche Uebersetzungen angewiesene Leser beeinträchtigt: das barbarische Kückenlatein der Briefschreiber nämlich ist ein Hauptreiz, der im Deutschen nicht wiedergegeben ist, schon deshalb nicht, weil ein großer Teil der Barbarismen eben darin besteht, daß deutsche Redewendungen einfach buchstäblich ins Lateinische übertragen erscheinen. Zeigt sich schon in der Sprache die Unwissenheit der Leute, die dabei von hochmütiger Einbildung auf ihre vermeintliche Gelehrsamkeit schier bersten, so legen sie auch im übrigen ihren Mangel an wirklicher Bildung ausgiebig an den Tag. Ihre Stärke sind scholastische Haarspaltereien, sophistisches

Dreschen leeren Strohs, spitzfindige Schlußreihen über nichtige Dinge, etwa von der Art, daß in aller Form der Logik die Frage erörtert wird, ob das eine Sünde sei, am Fasttage ein Ei gegessen zu haben, das sich als angebrütet erwies. Ein Freund des Fragestellers spendet den Trost, das noch nicht ausgekrochene Hühnchen gelte für nicht mehr als die Maden im Käse oder in Kirschen, die man auch unbedenklich zur Fastenzeit verschluckt. Das beruhigt den ersten aber noch nicht. Er hat nämlich gehört, daß die Würmer Fische seien, also Fastenspeisen, wogegen das Hühnchen im Ei wirkliches Fleisch darstelle. . . . Ihre Scheingelehrsamkeit karamboliert nun überall mit der humanistischen Bildung, die theologischen Briefschreiber mit feindseligen Poeten. Derartige Zusammenstöße, wobei es manchmal Handgreiflichkeiten gibt, spielen eine große Rolle in den „Dunkelmännerbriefen“. Die Jünger der neuen Wissenschaft haben vor nichts Respekt. Ist ihnen doch der heilige Rock in Trier ein lauffiges, altes Kleid, während die Heiligen drei Könige gar für die Ueberreste von drei westfälischen Bauern angesprochen werden. Auch über die Ausbeutung Deutschlands durch seine klerikalen Blutjäger geht es heftig her. Und wir vernehmen auch von Predigten in Worms gegen den Ablass. Hier klingt die Reformation schon kräftig vor, und man sieht, daß Luther keineswegs etwas Neues verkündete. Einen Hauptgrund zu Zusammenstößen gibt natürlich der Menschliche Handel ab, wobei denn des öfteren die biedereren Theologen von rauhbeinigen Poeten mörderliche Senge beziehen. Das Beste in dieser Hinsicht ist die aus Deutsch und Nischenlatein gemischte, gereimte Reisebeschreibung des Magisters Schlauraff, die jedenfalls von Gutten herrührt. Der Unglücksmensch wird überall geknufft und gepufft. Er klagt zum Beispiel:

„Von da giug ich nach Hagenau,
Da wurden mir die Augen blau,
Durch dich, o Wolfgang Angst,

Gott gib, daß du hangst,
Dieweil von dir dort ungelogen,
Ich Stockschläg' ins Gesicht bezogen.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Schulmeister.

Erzählung von Richard Perner.

(Schluß.)

Schon jahrelang hatte der alte Berger nun alle Tage einen zweistündigen Marsch nach dem Nachbarort machen müssen, wo er eine neue Arbeitsstelle gefunden. Schlimmer war schon, daß er dort nicht genug verdiente, um das Geld, das ihm sein Junge auf dem Seminar kostete, stets pünktlich aufzubringen. Darüber war er in Schulden geraten, und um die abzutragen, hatte sein Weib mit den anderen Tagelöhnerfrauen aufs Mittergut zur Feldarbeit gehen müssen. Das schlimmste aber war, daß sie dabei krank wurde und nun auf den Tod daniederlag. Als dazu heute noch ein Schreiben aus dem Seminar mit der Nachricht von einer über seinen Sohn wegen Verhöhnung gottesdienstlicher Handlungen und Störung der Schulzucht verhängten Strafe gekommen war, hatte er es kaum verstanden. Er ahnte nur, daß ihm eine neue Heimsuchung drohte und sann bedrückt darüber nach, was geschehen sein könnte, als die Kranke sich regte und sich im Bette aufzurichten trachtete. Sie versuchte zu sprechen. Doch die Stimme versagte ihr den Dienst. Sie schien angestrengt auf ein Geräusch zu lauschen, das eben, fast unhörbar leise, an der Hinterwand des Hauses vernehmbar wurde. Ihre Augen leuchteten in fieberhaftem Glanze und plötzlich streckte sie wie in höchster Angst ihre Arme verlangend nach dem

Fenster aus. Dann warf ein Hustenanfall sie in die Kissen zurück.

Der alte Berger war unruhig aufgestanden und hinausgegangen. Er sah und hörte nichts in der Dunkelheit, schloß die Tür und kam wieder herein, gerade als ein neuer schwerer Fieberkrampf der Sterbenden die letzten Kräfte raubte.

Martin war lautlos vom Fenster gewichen, als er den Vater sich erheben sah. Eine peinigende Furcht trieb ihn hinweg. Er lief wie ein Verfolgter die Dorfstraße hinunter. Erst am Ausgang des Ortes, wo der Spiegel eines ihm aus der Knabenzeit wohlvertrauten Teiches am Wegrande blinkte, blieb er stehen. Die ganze Nacht verweilte er an dem Gewässer, das wie ein stilles bleiches Antlitz ihn anstarrte. Gegen Morgen lichtete sich der Himmel. Ein schwacher Widerschein des Frührots erschien auf der unbewegten Wasseroberfläche. Dann fuhr ein Windstoß darüber hin und löschte den Stern aus, der sich darin gespiegelt hatte. Martin fuhr fröstelnd auf. Mit einem Male kam ihm der Gedanke, daß es der letzte Blick aus den Augen seiner Mutter gewesen sein könnte, den er vorhin, als er am Fenster stand, aufgefangen hatte und der ihm immer noch vor der Seele stand. Nun trieb es ihn zurück zum Elternhaus. Er trat über die Schwelle und stand dem Vater gegenüber. Sie wechselten keinen Gruß miteinander. Der Alte verstand jetzt, was seinem Sohne widerfahren war.

„Komm herein!“ sagte er nur und ging voran in die Stube, in der die Mutter lag.

„Was ist mit der Mutter?“ fragte der Sohn, der an der Tür stehen geblieben war. Das röchelnde Atmen, das ihn vorhin so erschreckt hatte, war verstummt, es war unheimlich still in der Stube.

Der Alte hatte sich über das Bett an der Wand gebeugt.

„Du hast nun keine Mutter mehr,“ kam es leise über seine Lippen, als er sich wieder umwandte.

Martin traf das Wort, als wollte es sein eigenes Herz zum Stillstand bringen. Als er aber den alten Mann vor sich auf dem Stuhl zusammensinken sah, warf er sich doch nicht über die tote Mutter, sondern suchte den Vater aufzurichten. Eine Weile saßen sie schweigend beisammen. Dann löste der Kummer des Vaters sich in gramvollen Worten, die sich dem Sohne wie eine schwere Gewissenslast auf die Seele wälzten. Er ertrug es nicht länger, stand auf und versprach dem alten Manne, daß er versuchen wollte, wieder gut zu machen, was er an ihm und der Mutter verschuldet. Dann ging er mit einem letzten Blick auf die Tote.

Er schritt die Straße nach der Stadt zurück. Im Schreiten überlegte er, was er anfangen konnte, um das dem Vater gegebene Versprechen einzulösen. Er dachte daran, daß er versuchen könnte, in einem anderen Seminar unterzukommen. Vielleicht fand sich auch eine Schreibstelle, die ihn in den Stand setzte, den Vater zu unterstützen oder ihm doch wenigstens nicht mehr zur Last zu fallen.

Aber dann, als er der Stadt so nahe war, daß er den Schienenstrang der Eisenbahn, die quer durch das Land lief, erblicken konnte, gab er alle diese Hoffnungen so rasch, wie sie ihm gekommen, wieder auf, weil er klar zu sehen glaubte, daß sie vergeblich waren.

Ein von fernher sich näherndes Draußen traf sein Ohr. Im Zwiellicht sah er vor sich die Schranken des Bahnhügelganges, die ihm den Weg versperrten. Er spürte, wie eine schwere Müdigkeit ihn übermannen wollte und ging rasch noch ein paar Schritte, um sie abzuschütteln. Nun stand er dicht vor der geschlossenen Schranke. Das Rollen des Zuges klang bereits ganz nahe. Da tauchte auch schon

die Maschine mit den beiden feurigen Augen aus dem Nebel vor ihm auf. Sie erschien ihm wie die Verkörperung einer bösen Gewalt, die ihn aus dem Gleise drängen wollte. Er fühlte den Drang, sich gegen etwas zu wehren, das gewaltsam auf ihn einstürmte. Mit einem Ruck schwang er sich über die Schranke und lief dem Zuge entgegen. Er sah rote Funken und wirre Bilder vor sich auf den Schienen hertanzen, sah noch einmal die gebeugte Gestalt des Vaters, sah die angstvollen Augen der Mutter auf sich gerichtet. Dann schlug ihm ein greller Lichtstrahl ins Gesicht, betäubendes Brausen drang ihm ins Ohr. Er stürzte. Der schmetternde Schlag aermalmender Räder übertönte seinen Schrei.

Die Leute im Dorfe ließen es nicht an Teilnahme fehlen, als der Maurer Berger sein Weib begrub. Und als es bekannt wurde, wie sein Sohn, der Schulmeister werden sollte, geendet hatte, da ließen die Bauern den alten Mann auch wieder auf ihre Hüfe zum Scharwerken kommen.

Der Weber.

Der Webstuhl surrt nicht mehr! — Es flüht die Hand
Das Haupt so schwer, vom Grübeln und von Sorgen.
Rein, hier verzagt der suchende Verstand,
Ach, folgte diesem Abend doch kein Morgen!

Er hat gedarbt, gerechnet und gewacht;
Wars auch nicht viel, es reichte doch zum Leben,
Es reichte, um in dunkler Leidensnacht
Dem Dasein einen Schein von Glück zu geben.

Nun ist es aus! Die Arbeit fehlt, das Brot,
Und morgen soll er dieses Haus verlassen.
Dies Haus, ein Stück von ihm, das seine Not
Und Glück geteilt! Er kann's, er will's nicht fassen!

Wohl hat er tausend andere belehrt,
Entzündet von der Wahrheit heiligem Schimmer;
Allein das Ziel zu schau'n, ist ihm verwehrt, —
Er steht verzagt auf seiner Hoffnung Trümmer.

Das Bild von einem Völkermalentag
Versank im Schmutz der Zeit, im Alltagsstaube.
Laßt hoffen, wer noch immer hoffen mag!
Sein Hoffen sank, und mit ihm fiel der Glaube. . .

Nein, nur nicht denken! Die geringste Spur
Des Kommenden im ersten Keim ersticken
Und mit dem Stumpfsinn blöder Kreatur
Geduldig auf die ferneren Leiden blicken!

Doch wie sein Blick irr durch das Zimmer schweift,
Fällt er auf seinen Jüngsten, sanft entschlafen.
Der ahnt ja nicht, was ihn so tief ergreift,
Der kennt auch nicht die Schläge, die ihn trafen.

Was murrst du doch? Und ist es dir bestimmt,
So überlaß die Ernte deinem Jungen!
Dir bleibt das eine, was dir niemand nimmt:
Du hast dafür gekämpft und hast gerungen.

Es teimt die Saat, die Erde tut sich auf!
Was du gelitten, es war nicht vergebens;
Du stehst der Freiheit mächtigem Siegeslauf! —
Fürwahr, ein würd'ger Schlußstein deines Lebens.

Bernahmst du nicht, daß uns ein Stern erschien,
Licht für den Armen, Grauen für die Reichen?
Sein Weg ist Kampf — doch seine Strahlen zieh'n
Berklärend über unsrer Brüder Leichen!

Was in dir selbst an Heiligem erstirbt,
Es wächst von neuem auf aus deinem Blute,
Um das jahrtausendalte Leiden wirbt:
Das Böse fällt — doch ewig bleibt das Gute!

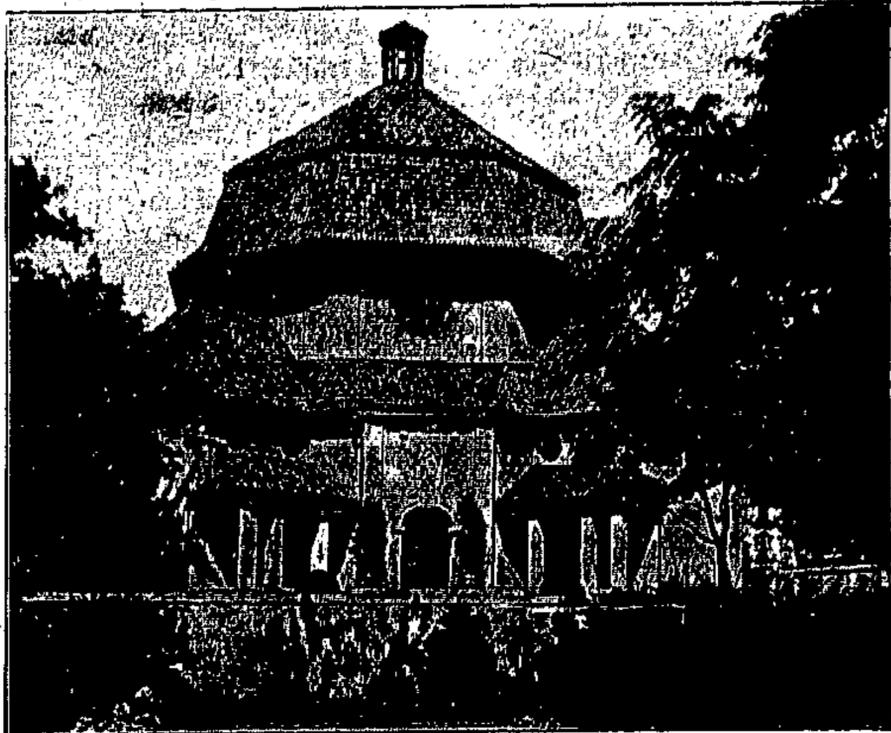
Der Tag beginnt, an's Fenster pocht die Not. —
Noch lauscht der Weber froh dem Wort, dem süßen,
Und sieht des Zukunftshoffens Morgenrot
Berheißend durch die blinden Scheiben grüßen.

F. Schuch.

Uhland als Politiker. Vor fünfzig Jahren, am 18. November 1862, verlor Deutschland in Ludwig Uhland einen Sohn, der dem deutschen Volk nicht bloß als Dichter teuer ist, sondern auch wegen seiner mannhaften und freiheitlichen Haltung im öffentlichen Leben Anspruch auf ein ehrendes Gedenken hat, und zwar das um so mehr, als die romantischen Neigungen, die der Künstler Uhland hatte, bei den meisten Gliedern der romantischen Schule auch in politischen Dingen mit reaktionären Anschauungen Hand in Hand gingen. Auch bei Uhland hatte es, als er zuerst, insbesondere durch seine vaterländischen Gedichte aus den Jahren 1815-1817, zu den politischen Fragen Stellung nahm, die seine württembergische Heimat bewegten, den Anschein, als wenn er bloß deshalb gegen die Verfassungsopposition durch den König Friedrich opponierte, weil er das „gute, alte Recht“ des Ständestaates den moderneren Einrichtungen vorzöge, welche die königliche Konstitution in Aussicht stellte. Und wohl wäre es besser gewesen, wenn er der absolutistischen Willkür nicht das sogenannte historische Recht der Stände-Verfassung, sondern das Recht des Volkes auf Selbstbestimmung und Selbstregierung entgegengesetzt hätte. Daß er aber tatsächlich nicht im Ernste daran dachte, den Teufel des Absolutismus mit dem Weelzebub des Feudalismus austreiben zu wollen, daß er vielmehr bereits in jenen Jahren sich zu einem eingefleischten Demokraten entwickelt hat, dafür zeugen schon die Anfänge seiner parlamentarischen Tätigkeit, die 1819 begann, in welchem Jahre ihn Tübingen-Nottweil als Abgeordneten nach Stuttgart schickte. Vorher bereits, im Jahre 1817, hat er in die damaligen Beratungen über einen neuen von der Regierung vorgelegten Verfassungsentwurf durch ein Flugblatt eingegriffen, das sich entschieden gegen das da vorgesehene Zweikammer-System und gegen jedes Adelsvorrecht aussprach. So hat er denn auch 1819 im Landtag mit großem Eifer, aber vergeblich, gegen die Schaffung einer besonderen Adelskammer opponiert. Bei den Neuwahlen auf Grund der nun zustand gekommenen Verfassung (1820) wurde Uhland von Tübingen wieder mit großer Mehrheit gewählt. Er berichtete in seiner Eigenschaft als Jurist im Landtag unter anderem über die Notwendigkeit eines deutschen bürgerlichen Gesetzbuches und der Öffentlichkeit der Rechtspflege. Er hat dann noch bis 1826 dem Landtage angehört, und zwar als sehr eifriges Mitglied, so daß er nicht einmal an seinem Hochzeitstage die Sitzung veräumte. Dann zog er sich längere Zeit ganz auf das Gebiet seiner literarischen und wissenschaftlichen Neigungen zurück. — Raum aber war als Professor für Germanistik an der Tübinger Universität fest angestellt, als er sich auch wieder einem Rufe zur Teilnahme am parlamentarischen Kampfe gegenüberstand, den er nicht ablehnen mochte, nachdem die Julirevolution in Deutschland ein kräftigeres politisches Leben wachgerufen hatte, auch im Sinne der demokratischen Anschauungen Uhlands. Kurz nach dem Hambacher Fest wählte ihn Stuttgart zum Abgeordneten und nochmals im nächsten Jahre, nachdem die Kammer wegen ihrer oppositionellen, nicht zum wenigsten durch Uhland bewirkten Haltung aufgelöst worden war. Er nahm, als ihn die Regierung durch Verweigerung der Verurlaubung von seiner akademischen Tätigkeit aus Stuttgart fernzuhalten und mundtot zu machen suchte, keinen Anstand, seine Professur niederzulegen, wie er denn auch schon als junger Mann seiner Ueberzeugung das Opfer seiner Interessen gebracht, staatliche Anstellungen von der Hand gewiesen hatte, weil er mit dem königlichen Willkürregiment keine Gemeinschaft haben wollte. In der aufgelösten Kammer von 1833 hatte er unter anderem eine scharfe Adresse durchgesetzt, die gegenüber der Reaktionspolitik des Ständetages den Willen aussprach, die Freiheit der Kammer und überhaupt die verfassungsmäßige Freiheit feierlich zu wahren. In der neuen Kammer war er nicht zahmer geworden. So sprach er entschieden gegen den drückenden Militarismus und stimmte auch gegen das Budget, unter anderem wegen des Mißverhältnisses zwischen den Militärlasten und den Aufwendungen für Kulturzwecke.

Auch hielt er zugunsten der Wiederherstellung der Pressefreiheit eine Rede, die besonders dadurch bemerkenswert ist, daß sie die Forderung einer gemeinsamen Vertretung des ganzen deutschen Volkes enthält, geradezu eine zu erwartende deutsche Nationalversammlung in Aussicht stellt. Bis dahin vergingen noch lange Jahre bundestätiger Reaktion, und Uhland fand unter den Umständen sein parlamentarisches Eintreten für die Demokratie schließlich so erfolglos und so wenig erfolgversprechend, daß er sich 1839 ins Privatleben zurückzog. Erst die Revolution von 1848 zog ihn wieder hervor. Schon Anfang

Auf seinen Antrag beschloß das auf die Linke zusammengeschrumpfte Parlament am 26. Mai 1849 einen Aufruf zur Tätigkeit ans deutsche Volk, zum Festhalten an der Verfassung und nötigenfalls zu ihrer Verteidigung gegen gewalttätige Angriffe. Uhland ist dann auch mit dem „Kumpf“ nach Stuttgart übergesiedelt und war eine Haupttriebfeder für den Beschluß, daß man auch gegen den Willen der württembergischen Regierung zu tagen versuchen und nur der Gewalt weichen solle. Und Uhland war mit an der Spitze des Zuges der Reichstagsabgeordneten, als sie am 18. Juni 1849 durch Kavallerie gesprengt wurden. Die Säbel der Soldateska hatten Uhland bedroht, aber nicht verletzt, wie er gegenüber anderslautenden Gerüchten festsetzte: „Die einzige Verletzung, die ich davongetragen, ist das bittere Gefühl der unzureichenden Behandlung, welche dem letzten Reste der Nationalversammlung in meinem Heimatlande widerfahren ist.“ Er hat dann, als in Baden durch die preussische Standrechtsmorde die Kirchhofsruche hergestellt wurde, noch Gelegenheit genommen, eindringlichst gegen diese reaktionären Gewalttaten zu protestieren. Ein paar Jahre später wollte der König von Preußen ihn mit dem Orden pour le mérite bedenken, holte sich aber eine glatte Zurückweisung, wobei Uhland auf seine unveränderten Bestimmungen hinwies und auch darauf, daß solche, mit denen er zusammengegangen, der Achtung, selbst dem Todesurteil verfallen seien. Sonst hatte er nicht mehr viel Gelegenheit zu politischen Kundgebungen. Erwähnung verdienen bloß noch die Strophen, in denen er 1850 eine Bitte um seine Lieder zurückwies:



Das Krematorium in Berlin.

März trug er in Tübingen ein demokratisches Programm vor, das in der Forderung einer ungemischt aus dem Volke hervorgehenden deutschen Nationalversammlung gipfelte. Er hat als Vertreter Württembergs dem Siebzehnerausschuß angehört, den sich demnächst der Bundestag gefallen lassen mußte. Von dem Verfassungsentwurf der Siebzehner wollte er aber nichts wissen, weil er Erbkalserum und Zweikammer-System enthielt, und er trat dann auch aus. Aber er bekam doch wieder in Frankfurt Sitz und Stimme als gewählter Vertreter des deutschen Volkes. Der Wahlkreis Tübingen-Nottweil schickte

„Ihr fordert, daß ich Lieder singe,
Mit Deutschlands Varden Glied an Glied?
Der Anblick unsrer deutschen Dinge,
Der geht mir lieber Bohnenlied.“

So ist er bis ans Ziel seiner Tage der alte geliebte, ein wackerer Vorkämpfer für Deutschlands Freiheit und Einheit auf der Grundsatzlage der demokratischen Republik.

Neue Bücher. „Grundfragen der Erziehung“ betitelt sich das neueste (28.) Bändchen der „kleinen Bibliothek“ (J. G. W. Diez Nachf., Stuttgart; Preis brosch. 75 Pf., gebd. 1 Mk., Vereinskassenausgabe 50 Pf.). Otto Mühl ist der Verfasser dieser beachtenswerten Schrift, die besonders in Arbeiterkreisen viel gelesen werden sollte. Das heutige Schulleben, die Beziehungen zwischen Schule und Haus, sowie viele andere Kapitel dieses disziplinsreichen Themas werden knapp, aber doch tiefgründig in dem kleinen Bändchen behandelt. — Ein Werk von beachtenswerter kultureller Tendenz ist Frank Norris' Roman „Die Getreidebörse“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Bildbewegte, dramatische Bilder aus dem Chicagoer Geschäftsleben ziehen in diesem Buche an uns vorüber. Der gewaltige Stoff ist in einer vornehmen Art bewältigt, die allem Sensationellen aus dem Wege geht. Auch auf zwei Neuausgaben (Julius Rodenberg, „Die Granddiers“ und Richard Voß, „Dahiel der Konvertit“) möge hier hingewiesen sein. Beide Romane sind bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienen; der Preis dieser drei Bücher ist für das geheftete Exemplar auf 4 Mk., für das gebundene auf 5 Mk. festgesetzt. Auch Sophus Wonde, aus dessen Buche „Schlemansgarn“ wir bei früherer Gelegenheit einige köstliche Stilproben veröffentlichten, hat jetzt bei den oben genannten Verlage eine Geschichte aus Lappland „Im Schein des Nordlichts“ (Preis geh. 3 Mk., gebd. 4 Mk.) herausgebracht. Wieder ist es eine Seemannsgeschichte in der viel Originalität und gute Beobachtungsgabe zum Ausdruck kommt.



Zur Fleischnot: Verkauf ausländischen Fleisches in einer Berliner Markthalle.

ihn in die deutsche Nationalversammlung. Hier gehörte er natürlich zur radikalen Linken. Gesprochen hat er im Plenum bloß zweimal. Berühmt geworden ist seine Rede vom 22. Januar 1849, in der er gegen ein erbliches Reichsoberhaupt sich aussprach. Als grundsätzlicher Republikaner gab er denn auch bei der Kaiserwahl am 28. März 1849, als er aufgerufen wurde, die Antwort: „Wählt nicht!“ Er hat gleichfalls am 11. April gegen die Reichsverfassung gestimmt, weil sie ihm nicht demokratisch genug war. So wenig er aber auch mit der Tätigkeit der Nationalversammlung zufrieden war, so hat er doch bis ans Ende bei ihr ausgehalten, als nun die Reaktion definitiv Oberwasser zu bekommen drohte.

Ferner möchten wir noch auf zwei Anthologien hinweisen. „Die heilige Erde“, ein Hausbuch für freie Menschen (München, Ernst Reinhardt) betitelt sich die eine Gedichtsammlung, die abgeschlossenen vorliegt. In der anderen Sammlung, die erst im Erscheinen begriffen ist, handelt es sich um eine Neuausgabe der „Stimmen der Freiheit“ (München, Konrad Weiswanger, Gesamtpreis 5 Mk., Einzellieferung 10 Pf.). In beiden Werken handelt es sich im großen und ganzen um Sammlungen sozialer Dichtungen.